Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 117 (1991)
Heft: 26

Artikel: "Schade, dass mir Sachsen gein' Dialeggt ham..."
Autor: Herdi, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-614481

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Schade, dass mir Sachsen gein' Dialeggt ham . . .»

VON FRITZ HERDI

In München, wo es seit Jahrzehnten einen Esperantoplatz gibt, trafen sich heuer zu Pfingsten Esperantisten aus zehn Ländern. Bei dieser Gelegenheit schlossen sich die Landesverbände Deutschland-Ost und Deutschland-West zu einem gesamtdeutschen zusammen. Wozu ein Blatt vermerkte, dank Esperanto sei es für den «Dälägierdn aus Dräsdn geen Brobläm», sich mit den Bayern zu verständigen.

Tja, der Dialekt der Sachsen! Zwar sprachen Richard Wagner (er lebte jahrelang in Zürich), Karl May (Old Shatterhand, Winnetou, Kara Ben Nemsi Effendi), Carl Maria von Weber, Erich Kästner, Spitzbart Ulbricht und vor langer Zeit auch August der Starke (mit angeblich 300 eigenen Kindern) Sächsisch – und Kurt Biedenkopf, Ministerpräsident des grössten der neuen Bundesländer, tut's auch heute ungeniert, aber in der Ostschweiz ist mir meiner Lebtag nur ein einziger sächsischer Spruch zu Ohren gekommen. Er tut's noch heute beim Jassen.

Der Satz geht zurück auf Friedrich August von Sachsen (1865 – 1932). Als Kronprinz heiratete er 1891. Seine Gattin brannte dann mit dem Sprachlehrer Giron durch. Später heiratete sie Enrico Toselli, der die weltbekannte «Serenade von Toselli» komponiert hat.

Noch als Kronprinz besuchte August Kaiser Wilhelm II. in Berlin und wehrte, als dieser sich für die Visite bedankte, hoch-

«'s glappte so scheen»

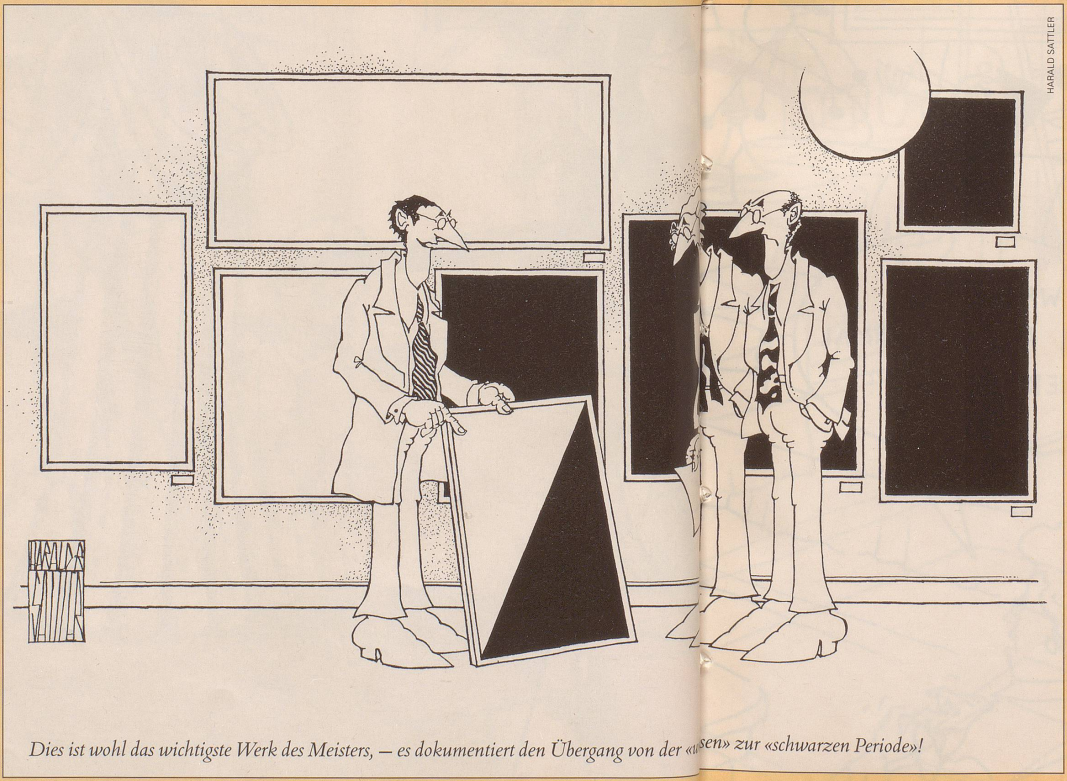
ehrlich ab: «'s glappte gerade so scheen mit Eirer Hunde-Ausstellung.» Und vor einem wuchtigen Dolomitengemälde Professor Schirmers sagte er zu diesem: «Hoffentlich kommt ahmds geene Lawine runndr.»

1904 wurde er Sachsenkönig: Friedrich August III. Hans Reimann hat ihn literarisch verewigt. Bei einem Manöverbesuch erledigte der König in der Kälte ungeniert vor sämtlicher Prominenz ein dringendes Geschäftchen und erklärte: «Auch der greessde Feldherr muss im Krieche manchmal bingkln.»

Während eines Aufenthalts in Kairo war sein Hauptproblem: Wo gibt's ein Pilsner? Ein Hotelportier verriet ihm eine Adresse. Der König begab sich in die «Gneipe», liess nach tüchtigen Schlucken den Wirt, einen ehemaligen Ringkämpfer aus Berlin, kommen, fingerte etwas aus der Hosentasche und fragte: «Wolln Se dähn? 's iss mei' scheendsdr.» So kam ein Kneipier in Ägypten zu einem seltenen sächsischen Orden.

Während der Mobilmachung im Ersten Weltkrieg nahm der «Geenich» den Vorbeimarsch ausrückender Regimenter ab und klagte feuchten Auges: «Meine scheen' Soldaten! Nuh schiessen se se dood.» 1918 wurde die Republik ausgerufen, wozu der König fragte: «Derfen die dnn das?» Und als ihm klargemacht wurde, dass er abdanken musste, sprache er die historischen Worte, mit denen einer unserer Jasspartner noch heute gelegentlich die Karten hinzuschmeissen pflegt: «Na, nu macht Eiren Dregg alleene!» 1990 erschien ein Inserat: «Sächsischer Dialekt in der freien Marktwirtschaft? Undenkbar! Nehmen Sie Sprechunterricht!»
Es folgte eine Chiffre-Nummer.

Nun, so undenkbar ist die Sache durchaus nicht. Als Bundeskanzler Helmut Kohl in Halle mit Eiern und Tomaten beworfen wurde, brachte ein Blatt kurz danach einen alten sächsischen Scherz: Ein Zuschauer beschmeisst im Theater den Hauptdarsteller mit Tomaten, bis dieser hinter die Kulissen flüchtet. Da klatscht der Tomatenschmeisser begeistert, und sein Sitznachbar fragt:« Des verschteh'ch nich: erschd schmeissn Sie mid Domadn, und nu gladschn Se wieder?» Darauf der andere: «Der soll noch e ma rausgomm, ich hawwe noch zwei Domadn.»



Dies ist wohl das wichtigste Werk des Meisters, – es dokumentiert den Übergang von der «[illegible]sen» zur «schwarzen Periode»!

Auch Tucholsky tippte daneben, als er einst schrieb: «Man kann sich einen Franzosen vorstellen, der englisch spricht. Man kann sich auch einen Amerikaner vorstellen, der englisch spricht. Man kann sich zur

«Farbche Neecher»

Not auch einen Eskimo vorstellen, der italienische Arien singt. Aber einen Neger, der sächselt, das kann man sich nicht vorstellen.»

Indessen: Seit Jahrzehnten studieren in Leipzig (wie einst der «weisse» Goethe) auch «farbche Neecher». Und ein Korrespondent berichtet, dass es zwischen Busch und Beach in Kenia oder Tansania dem Touristen durchaus passieren kann, dass er von einem sächselnden Fremdenführer begrüsst wird: «Meine Guudsden, nu machen wir mal zu den grossmöchtchen (grossmächtigen) Gatzen, den Leewen.» Der Leewe alias Löwe ist übrigens Leipzigs Wappentier und gehört zu den Ausfuhrschlagern des dortigen Zoos.

Ein Sachse hat sich sogar unseres Nationalhelden Wilhelm Tell mit einer Parodie angenommen. Die muntere Sache hebt also an:

Dr Dell, das wär a mutcher Mann,
Da gam so bald gee andrer dran.
Schon eisserlich gonnt mr das schaun:
Sei Vollbart war dr Schwarm dr Fraun.
Un von sein Muskeln, von sein Gnochen
Ward weit un breit im Land geschbrochen.

Rütlischwur? Nein, da war Tell nicht auszumachen. Sächsisch wird es so erklärt:

Dr Dell war nich mit ruffgestiechen
Zum Riddli, weil'r gee Vergniechen
Gonnt finden an 'ner Ratsversammlung.
«Doch», meent'r, «'wenn 'r zur Berammlung
Mich gennt gebrauchen, zählt uff mich.
Vor Daden drickt sich Wilhelm nich!...

Bevor es später zum Hohlweg bei Küssnacht ging, holte Tell daheim Pfeil und Bogen, beruhigte Gattin Hedwig: «Un bis nich bange, mei Addendat währt ja nich lange.» Danach passierte, was jeder weiss. Und, fast grotesk zum Schluss:

Zum Härzen zuckte Gässlersch Fode
Druff rutschtr hin, gebackt vom Dode.
Sei letztes Wort war: «Dell, du Schwein!»
Dann fiel dr Leiche nischt mähr ein.

Sachsen, auch Heimat des Trabi, wo übrigens das Hochdeutsch (Luther weiss mehr darüber) «erfunden» wurde, ist heute wieder im Gespräch. Und redet ebenfalls im Reich der Anekdoten und Witze ein gewichtiges (sächsisches) Wort mit.

Während der napoleonischen Besetzung wurde in Sachsen das Politisieren in den Schenken verboten. Bürger fragten den Polizeipräfekten verärgert, was sie denn in der Kneipe noch machen sollten. Er reagierte: «Nu, ässn un dringgn.» Darauf die Bürger: «Und wodurch underscheidn mer uns da noch vom Vieh?» Der Präfekt: «Durchs Bezahln.»

Oder: Bürgerwehr 1870. Der Hauptmann beim Appell: «Also, Leide, wie sähd r denn nu wider aus – geene Schuhe gebudzd, geene Biechelfalde (Bügelfalte) in de Hosen, geene Haare gegämmd. Was wäre denn, wenn man uns jedz bledzlich n Griech erglärn däde?»

Und aus dem grossen Witzebereich: Er zu ihr in Sachen für Italien schwärmen: «Ach, ich weess nich, du mit deim' Idalchen. Ewich die Biinchen (Pinien) und Babbeln. Die een sähn aus wie n uffgeglabbdr Scherm und die andren wie n zugeglabbder.»

Apropos Witz: Der Sachse mag, wie eine Illustrierte kürzlich mitteilte, Sachsenwitze nicht. Zum Beispiel den vom Sachsen, der in

«Attention please!»

London für Weihnachten ein Tännchen kaufen will. Er sagt zum Verkäufer: «Attention please!» Von wegen «Dännschen».

Und in Sachen Sachsendialekten: Nur hier gibt's Autos mit «Geilriemen», Strassen mit «Leidplanken» oder zum «Bliemchengaffee» statt Dresdner Christstollen auch «Quarkgeilchen», nämlich Quarkkeulchen.

Dennoch realisieren im Lande, wo bis vor kurzem, so ein Text, «jede Initschjadive im Geim erstickt» worden ist, manche Leute angeblich gar nicht, dass sie Dialekt reden. Hierzu die Geschichte vom sächsischen Ehepaar, das beim Bezahlen in einem italienischen Café registrierte: Der Kellner spricht deutsch. Tja, wo er's denn gelernt habe? Der Ober: «Nu, hier im Gaffee. Hier vergährn so viel Leide aus Leibzsch, Dräsdn und andren Schtädn, dass mr des leicht lärnd.» Drauf der Sachse zur Gattin: «Hibsch schbrichd er des, niwwahr, Emma? Und ganz ohne Dialeggd!»

Ganz abgesehen von den zwei Sächsinnen im Zug, die Berlinerisch und Bayrisch hübsch finden. Und von denen die eine schliesslich bedauernd sagt: «Eijndlich schade, dass mir Sachsen gein' Dialeggt ham.»

Übrigens ...

Wer nicht geniesst, wird ungeniessbar. *rh*